



## Sie finden keine Ruhe

**Haiti – ein Paradies unter Palmen. Die Palmen stehen noch, paradiesische Zustände sehen allerdings anders aus.**

**Anfang 2010 zerstörte ein verheerendes Erdbeben das Land. Bereits einen Tag nach dem Beben saßen Tübinger Katastrophenmediziner im Flugzeug. Ziel: Haiti.**

»Vas-y, lave tes mains« – Geh, wasch dir deine Hände. Die Stimme der Mutter ist streng. Marevie<sup>1</sup> rennt durch das Lager, will zu dem Ort, wo ausländische Helfer Waschplätze eingerichtet haben. Die Helfer ermahnen sie täglich, nur sauberes Trinkwasser zu benutzen und sich vor jedem Essen die Hände zu waschen. Es ist Oktober, Marevie lebt seit zehn Monaten mit vielen hundert Menschen zusammen, sie wohnen in Zelten. Das kleine Mädchen teilt sich ein paar Zeltplanen mit ihrer Mutter, worunter sie auf dem erdigen Boden ihre Schlafmatten ausgerollt haben.

Seitdem sie wissen, dass in einigen Orten vor Port-au-Prince Cholera ausgebrochen ist, achten sie auf Sauberkeit. Ihnen wurde gesagt, dass sie durch den Dreck schwere Durchfälle bekommen und nur wenige Tage später sterben könnten. Marevie rennt weiter, gerade hat es aufgehört zu regnen. Seitdem die Regenzeit in Haiti eingesetzt hat, ist es oft schlammig und matschig im Camp und der Dreck bedeckt ihre nackten Beine. Trotz des Regens ist es heiß, fast 40 Grad. Der karibische Inselstaat leidet. Am Ende des Jahres 2010 wird das



haitianische Gesundheitszentrum 3481 Cholera-Tote gemeldet haben.

### Sauberes Wasser als Dauerproblem

Erkrankt waren jedoch über 215.000. Noch im Oktober kann die Stiftung des Deutschen Instituts für Katastrophenmedizin mit Dr. Tobias Kees, Dr. Rashid al Badi und dem Medizinstudenten Ferdinand Hofer ihren Teil dazu beitragen, dass einige Cholerapatienten die Krankheit überstehen. Vier Autostunden von der haitianischen Hauptstadt Port-au-Prince entfernt liegt Drouin, dort übernehmen sie für einige

<sup>1</sup>Die Geschichte von Marevie ist erdacht; sie erzählt beispielhaft das, was viele Opfer des Erdbebens erlebt haben und weiterhin tagtäglich erleben. In Haiti haben wir viele Menschen getroffen, die wie sie alles verloren haben und nun in einem der zahlreichen Zeltlager leben.

# Haiti

Hauptstadt: Port-au-Prince  
 Einwohner: 9.648.000  
 Amtssprachen: Französisch, Kreolisch  
 Bruttoinlandsprodukt pro Einwohner: 630 US-\$  
 Durchschnittliche Lebenserwartung: 59 Jahre (m), 63 Jahre (w)  
 Kindersterblichkeit: 54 Tote/1000 Geburten  
 Unter der Armutsgrenze leben (von weniger als 1,25 US-\$ pro Tag): 80 %  
 Analphabetenrate: 47 %



Wochen die Leitung eines lokalen Krankenhauses. Das Krankenhaus ist klein, es gibt nur zehn Betten, doch als das Team im Krankenhaus ankommt, finden die Mitarbeiter keine zehn, sondern hundert Patienten. Sie liegen kreuz und quer auf dem Boden verteilt, manche neben ihren Fäkalien. Sie sind krank und anonym. Vor Ort arbeitet das dreiköpfige Team der Stiftung mit der Partnerorganisa-



tion humedica zusammen. Die Ärzte müssen schnell handeln. Noch herrscht Chaos. Sie stellen kleine Patientenakten zusammen, auf denen die wichtigsten Daten festgehalten werden, trennen die Männer von den Frauen und teilen die Patienten nach dem Grad ihres Gesundheitszustandes ein. Schwere Fälle bleiben im Krankenhaus, leicht Erkrankte kommen in ein Zelt davor und werden täglich mit Infusionen versorgt. Am wichtigsten ist sauberes Wasser. Darum kümmert sich das Team gleich in den ersten Tagen. Täglich kommen 80 bis 120 Menschen in die Ambulanz. Mit sauberem Wasser, Infusionen und

Antibiotika können die Mediziner vielen Menschen helfen. Drouin liegt nur einige Stunden von Port-au-Prince entfernt, sollte die Seuche in den überfüllten Zeltlagern ausbrechen, droht der Hauptstadt eine Epidemie enormen Ausmaßes. Das enge Zusammenleben der vom Erdbeben immer noch geschwächten Menschen im Camp und die schlechten hygienischen Bedingungen sind gefundenes Fressen für die Bakterien.

## Improvisation ist alles

Im Camp sitzt Marevie mittlerweile mit ihrer Mutter beim Essen. Sie schweigen. Sie schweigen viel seit dem 12. Januar, als die Erde bebte und ihr Vater und ihr Bruder starben. Die Menschen sagen, dass das Erdbeben eine Stärke von 7,0 hatte. Der Premierminister sagte im Fernsehen, dass es 316.000 Tote gab, dass 310.000 Menschen schwer verletzt wurden und dass 1,8 Millionen obdachlos sind, so wie Marevie und ihre Mutter. Das kleine Mädchen wäre nach dem Erdbeben auch fast gestorben, hätten Suchhunde sie nicht in den Trümmern ihres Hauses gefunden. Sie kann sich nicht mehr daran erinnern, nur noch an Menschen, die sagten, sie seien Ärzte und würden ihr helfen. Wie Professor Bernd Domres, der nur einige Tage nach dem Beben am 15. Januar mit einem ersten Einsatzteam der Partnerorganisation humedica nach Haiti fliegt. Sie operieren in Port-au-Prince im Krankenhaus »Espoir« – Hoffnung – ein Inbegriff, an den sich nicht nur die Opfer der Katastrophe mit letzter Kraft klammern, sondern auch das Ärzteteam. Vor allem dann, wenn sie improvisieren müssen, wenn Strom, Opera-

tionsinstrumente, Verbände und Medikamente fehlen. Dann müssen sie mit dem auskommen, was sie gerade da haben. Dann setzt sich Domres eine Stirnlampe auf den Kopf, operiert und amputiert. Über hundert Menschen kann er in den zehn Tagen, die er in Haiti ist, das Leben retten.

## Hoffnung geben

Im Mai fliegt Domres ein zweites Mal nach Haiti, diesmal sind Tanja Granzow und Peter Braitmaier von der Stiftung und vier Zimmerleute aus Esslingen dabei. Im Gepäck haben sie ein mobiles Holzhaus. Durch das Erdbeben wurde fast die gesamte lokale medizinische Infrastruktur zerstört und immer noch werden Verletzte in Zelten behandelt. In den nächsten Tagen wird das Haus – eine Spende – vom Team und einheimischen Helfern aufgebaut und an die Partnerorganisation Lands Aid sowie eine haitianischen Partnerorganisation übergeben, um darin ein Gesundheitszentrum aufzubauen. Das Land zeigt zu der Zeit immer noch Bilder der Verwüstung: weggebrochene Stockwerke, eingestürzte Balkone und vollkommene Schutthaufen. Aber auch zehn Monate nach dem Unglück sind die Bilder ähnlich, das Land immer noch in einem desolaten Zustand. Dazu kommt, dass eine Choleraepidemie dem Land erneut einen Funken Hoffnung rauben will. Bis wirklich Ruhe in das Land einkehrt, wird wohl noch einige Zeit vergehen. Die Stiftung trägt ihren Teil dazu bei, dass Not schnell gelindert wird und die Menschen eine Chance auf ein gesundes Leben haben können.